

Beilage: Reichs- und Provinzial-Verordnungen, Beschlüsse, etc.

Sachsen-Zeitung.

Insekte-Gebühren, Anzeigen-Gebühren, etc.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle, Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Mittwoch 19. Januar 1898.

Verleger: Hermann Schmidt, Halle a. S., Leipzigerstraße 97.

Deutsches Reich.

Der Kaiser traf gestern Vormittag in Berlin ein, um im königlichen Schlosse ein Kapitel des hohen Ordens vom Schwarzen Adler abzuhalten...

Wie der Reichsminister der Marine, Herr v. Capelle, in der heutigen Sitzung des Reichstages mitgeteilt hat...

Der Entwurf über die Postanweisungsbefugnisse mit überseeischen Ländern, hat folgenden Wortlaut: § 1. Der Reichsminister wird ermächtigt...

Der neue Entwurf, der sich demnach nur bezüglich der Festsetzung einer höheren Durchschnitts-Fahrtgeschwindigkeit von dem vorliegenden unterscheidet.

Dem Reichstage wird demnach der Geschäftsbericht des Reichsversicherungsamtes für das Jahr 1897 vorgelegt.

Die Eisenbahnverwaltung, welche in dem letzten veröffentlichten Nachweise der preussischen Staatsbahnverwaltung...

Um den bestehenden Kreisen die Einsicht in die deutschen Patentschriften zu erleichtern, sollen innerhalb des Deutschen Reiches an Orten, die als Mittelpunkte größerer Betriebe...

Unter den für die Erteilung einer Apotheken-Konzession maßgebenden Gesichtspunkten ist auch die kürzere oder längere Zeit, welche der Bewerber nach erfolgter Approbation...

Die diesjährige öffentliche Hauptversammlung des Deutschen Fischereivereins findet am 15. Februar in Berlin statt.

Zu unserer Mitteilung, daß der Panzerkreuzer „Deutschland“ eine Strecke lang von dem Kaiserer „Hoffnung“ gefolgt sei...

Schon wieder ist ein deutscher Missionar in China das Opfer eines räuberischen Überfalls geworden.

Nach einer Mittheilung marjichte neuerdings ein englischer Kapitän in die neutrale Zone am Volla, westlich unterer Zopolonie...

Parlamentarisches.

Die Justizkommission des Reichstages begann heute die ihr überwiesenen Novellen zu beraten.

Deutscher Reichstag.

19. Sitzung vom 18. Januar, 2 Uhr.

Die Beratung des Gesetzes des Reichstages des Jahres 1897 wird fortgesetzt beim Reichstagspräsidenten.

Abg. v. Kardoff (Hr.): Heute ist mir ein Artikel der „Hamb. Nachr.“ vorgekommen, der den geäußerten Meinungen ist, den man mehrfach dort finden kann.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich will auf die Frage des Sozialistengesetzes nicht näher eingehen.

der Aufhebung derselben seiner Zeit zugleich auch die einschneidendsten Gegner jedes Arbeitervereins waren. Es gilt das namentlich auch von Herrn v. Kardoff und Gumbel.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

4. Sitzung vom 18. Januar.

Das Abgeordnetenhaus legte heute, nachdem der Präsident Abg. Dr. Birchow (Hr.)...

Abg. v. Gumbel (Hr.): Ich habe die Ehre, Ihnen heute eine Bescheinigung zu überreichen, die ich von dem Reichstagspräsidenten erhalten habe.



(Nachdruck verboten.)

Das Wrack des Grosvenor.

20)

Roman von Clark Russell.

„Hier, Miß Robertson,“ sagte ich, „ist meine Medizin, thun Sie mir den Gefallen, nehmen Sie sie, und Sie, Sir, werden hoffentlich nicht auf das Beispiel Ihrer Fräulein Tochter warten.“

Zu meiner großen Freude genossen Beide den Trank, auf dessen Bereitung ich sehr stolz war, und nach wenigen Augenblicken schon zeigte sich eine entschieden günstige Wirkung bei Mr. Robertson, denn er dankte mir mit weit stärkerer Stimme als vorher für meine Güte.

„Ich kenne kein besseres Stärkungsmittel,“ sagte ich, als ich Miß Robertson den Becher abnahm, „ich freue mich, daß Sie es nicht verschmähten.“

Sie sagte hierauf nichts, aber der Blick, den sie auf mich richtete, war beredter als Worte.

„Nun werde ich mich aber wieder entfernen,“ wandte ich mich an den alten Herrn; „ich will doch sehen, ob ich nicht mit Hilfe des Steward noch Einiges zur Bereicherung der Toilette Ihrer Fräulein Tochter aufzutreiben vermag.“

„Nein, verlassen Sie uns noch nicht,“ rief er, „Ihre Gesellschaft thut mir gut, Sir, sie belebt mich; ich möchte Ihnen unsere Geschichte erzählen. Sehen Sie, die ‚Cecilia‘ war mein Eigenthum; ich bin Kaufmann und handelte größtentheils nach dem Kap, dem Kap der guten Hoffnung. Ich nahm im vorigen Jahre meine Tochter, mein einziges Kind, nach der Kapstadt mit, ich wünschte eine Veränderung, einen Luftwechsel für sie. Meine Absicht war, noch ein Jahr dort zu bleiben, meiner Tochter aber gefiel es nicht mehr, sie sehnte sich nach Haus, und — und — nun ja, wie ich Ihnen schon sagte, Mister — Mister —“

„Koyle,“ half Miß Robertson ein.

„Ach ja, Mister Koyle, also wie ich Ihnen schon sagte, meine Tochter wollte weg, und da schiffen wir uns auf der ‚Cecilia‘ ein, welche gerade für die Nachhausefahrt Ladung in Kapstadt einnahm. Es war ein festes gutes Schiff, und wir reisten auch nicht allein, ein Herr kam noch mit uns, Namens — Namens —“

„Jameson, Papa.“

„Richtig, der arme Jameson, der arme Mensch!“ Er verbarg sein Gesicht und schwieg wohl eine Minute lang, dann sah er wieder auf und fuhr fort:

„Es begann furchtbar zu wehen, ganz plötzlich, ein schrecklicher Sturm, er überrasschte das Schiff in der Windstille, es war nicht darauf vorbereitet, alle drei Masten gingen über Bord. O Gott, was für eine entsetzliche Nacht war das! Die Leute verloren den Kopf, schrieten: das Schiff ginge mit dem Stern herunter, und stürzten in die Boote, eins davon verschwand schnell in der Dunkelheit, das andere kenterte. Dann kam der Kapitän und sagte: das Schiff sänke, es sei leet. Ja, es sank, aber zum Glück nur langsam; das Wasser schlug

über Deck und wir liefen in unserer Angst in das Deckhaus, in welchem Sie uns fanden. Von dort rief ich dem Kapitän durch das Fenster zu, er möchte doch zu uns kommen; als er im Begriffe war, dies zu thun, kam eine Sturzsee und riß ihn über Bord. So blieben nur ich, meine Tochter, Mr. Jameson und — und — ach, erzähle Du das Uebrige, mein armes Kind,“ hauchte er plötzlich, seine Augen mit den Händen bedeckend.

Schon während ihr Vater erzählte, hatte Miß Robertson diesen mit einem Ausdruck unbefreiblichen Schmerzes betrachtet, und wahrhaft herzbrechend war es, sie jetzt zu sehen, wie sie da stand, krampfhaft schluchzend, aber ohne Thränen. Eine ganze Weile herrschte tiefe Stille. Ich unterbrach dieselbe, indem ich fragte: „Wo lebten Sie, ehe Sie nach Kapstadt gingen?“

„Sie faste sich schnell und erwiderte: „Unser eigentlicher Wohnsitz ist Liverpool, mein Vater hat aber noch ein Gut bei Leamington, und dort habe ich die meiste Zeit zugebracht, weil meine verstorbene Mutter da begraben ist. Liverpool liebe ich nicht.“

„Sagen Sie, Sir,“ begann auf einmal wieder Mr. Robertson, „haben Sie die Leiche des armen Jameson mitgebracht?“

„Sie meinen die Leiche, die im Deckhaus lag? Die ließ ich auf dem Wrack zurück, ich konnte mich nicht länger als unumgänglich nöthig aufhalten.“

„Gewiß, gewiß, Sir, Sie thaten, was Sie nur irgend konnten, Ihre Aufopferung und Ihr Muth waren groß. Lassen Sie mich überlegen. Sie sind nicht der Kapitän des Schiffes? Ich glaube, mein Kind, Du jagtest, dieser Herr wäre der Maat; wo ist der Kapitän, Sir?“

Miß Robertson legte den Finger auf ihren Mund, was mich mit der Antwort zögern ließ. Der alte Herr überhob mich aber gleich selbst einer solchen, denn sein Gedächtniß war schon sehr schwach, er fragte gleich weiter: „Wohin geht das Schiff?“

„Nach New-Orleans,“ entgegnete ich, seiner Tochter einen Blick zuwerfend.

„New-Orleans!“ sagte er; „erlauben Sie einen Augenblick, ah ja, das ist hinter West-Indien;“ und mit großem Eifer fuhr er fort: „Wollen Sie an einer der westindischen Inseln anlegen? Ich bin in Kingston bekannt, habe dort mit einer Firma in bedeutenden Handelsverbindungen gestanden. Weißt Du, mein Kind, Raymondi und Compagnie. Ah, da würden wir sehr freundlich aufgenommen werden, könnten uns dort neue Kleider kaufen und dann mit einem Passagierdampfer heimreisen. Ha! ha! ha! Wie doch Alles anders kommt, als man denkt!“

Mit diesem matten, traurigen Lachen legte er sich zurück, schloß wieder die Augen und schwieg. Ich will nicht behaupten, daß sein Verstand verwirrt war; aber unfraglich hatte sein Geist durch die Schrecknisse, die er erlebt, und die Leiden, die er erduldet hatte, gelitten. Es war dies auch nicht zum Verwundern, denn er zählte gewiß schon siebzig

Jahre, während seine Tochter kaum mehr als zwanzig sein mochte.

Da ich die Zeit, wo der Zimmermann die Wache hatte, benutzen wollte, um Alles zu thun, was ich konnte, um diesen Unglücklichen ihre Lage möglichst erträglich zu gestalten, verließ ich sie jetzt und rief den Steward. Dieser kam mit angstvoller Eilfertigkeit, schielte aber fast bei jedem Schritt furchtsam durch das Fenster nach dem Hauptdeck, auf dem sich einige der Leute aufhielten.

Ich übergab ihm die Haarbürste zur Reinigung, stellte dann verschiedene Toiletten-Gegenstände des unglücklichen Schiffers auf ein Tablett und schickte dieses Miß Robertson. Als dies geschehen war, bereitete ich auf einer mir gehörigen Spirituslampe Thee, richtete feines weißes Schiffsbrot, kaltes Geflügel, Schinken und eingelegte Früchte an und sandte dies ebenfalls an Vater und Tochter.

Es machte mir ein unendliches Vergnügen, den Entbehrungen dieser neuen Freunde abzuhelfen, und ich vergaß dabei beinahe die gefährliche Lage, in der ich mich befand. Cogons Habseligkeiten durchkramte ich gründlich, denn ich hielt mich für vollkommen berechtigt, sie zum Besten des armen Mr. Robertson zu benutzen und schickte ihm einen guten Anzug, reine Wäsche und einen warmen Ueberzieher.

Der Steward gehorchte mir sehr demüthig und dienstbeflissen. Er hielt sein Leben noch immer für gefährdet und glaubte, er würde der Wuth der Leute doch schließlich noch zum Opfer fallen, sobald er die Kajüte verließ. Ich fand ihn indessen sehr nützlich, denn er gab mir einige vortreffliche Winke und theilte mir zu meinem großen Entzücken mit, daß er in dem Zwischendeck eine Kiste mit weiblichen Unterkleidern verstaub habe, welche seine Frau für ihre in Valparaiso lebende Schwester zum Geschenk bestimmt hatte und die zu meiner Verfügung ständen.

Ich forderte ihn auf, sogleich mit mir herunterzusteigen und die Kiste heranzuholen. Dieses Geschäft kostete uns mehr als zwanzig Minuten, denn wir mußten erst eine Anzahl von Vogelkäfigen, eine Menge leichter Holzschachteln mit Puppen und anderes Spielzeug bei Seite räumen. Wir brachten die Kiste in die Kajüte, und der Steward schloß sie auf. Er hob den Deckel, brach aber in Thränen aus, als er obenauf liegend einen Brief seiner Frau bemerkte, den diese an ihre Schwester geschrieben hatte.

Ich sagte ihm, er möchte sich den Brief verwahren und überzeugt sein, daß, wenn Alles mit uns gut ginge, seine Schwägerin reichlichen Ersatz für ihr verlorenes Eigenthum erhalten würde.

„Ach Gott, ich denke ja nicht an die Kleider, Sir,“ jammerte der arme Kerl, „sondern an meine Frau und mein Kind, die ich wohl nie wiedersehen werde.“

„Unsinn!“ rief ich. „Mensch, quäle Dich nicht mit so dummen Gedanken, thue ich es denn, oder einer von den beiden armen Leute dort in der Kajüte? Und sind wir auch nur ein Haar besser daran, als Du? Kerl, nimm endlich Vernunft an und sei kein altes Weib. Bedenke, daß wir zusammenhalten, uns untereinander beistehen und allen Schwierigkeiten und Kümernissen mit kühner Stirn entgegentreten müssen. Das Schlimmste ist noch nicht geschehen; und wir dürfen nicht in der bloßen Erwartung der Dinge, die vielleicht einmal kommen könnten, jetzt schon den Verstand verlieren. Also immer den Kopf oben, alter Bursche. Noch leben wir, und ich denke, Gott wird uns schon aus all dieser Noth herausführen. So und nun nimm hier die Sachen und bringe sie Miß Robertson.“

Er ging; ich sah ihm mit wonnigen Gefühlen nach, denn ich dachte, wie froh das liebe Mädchen sein würde, die Kleider wechseln zu können. Wenn sie auch nur für eine arme Arbeitsfrau bestimmt gewesen, so mußten sie doch selbst der verwohltesten Prinzessin unter den gegenwärtigen Verhältnissen willkommen sein.

Zehntes Kapitel.

Ein teuflischer Plan.

Um halb acht Uhr hörte ich den Zimmermann den Steward rufen. Ich war besorgt, daß sich der Bursche aus Furcht wieder verstecken könnte, und begab mich deshalb zu ihm, um ihm zu sagen, daß er augenblicklich gehen müsse, da ich glaubte, es handle sich nur um Befehle für das Frühstück. Der Sicherheit halber begleitete ich ihn auf Deck; es war so, wie ich gedacht hatte, unbelästigt trollte er bald wieder ab, um die Aufträge auszuführen, die ihm gegeben worden waren.

Stevens lag rauchend, sehr behaglich an einem der Oberlichter, einige Leute, ebenfalls mit der Pfeife im Munde, lagerten um ihn herum. Alle leichten Segel waren gesetzt; unter einem strahlenden Himmel, bei klarem Horizont und azurblauer See steuerte das Schiff seinen Kurs West-Süd-West.

Auf unserer Reefseite war ein großer Dampfer zu sehen, der in südlicher Richtung dampfte; er war als Brigg getakelt, sein Ziel schien mir die Westküste von Afrika zu sein.

Die Leute, die den Zimmermann umgaben, machten, als sie mich sahen, eine Bewegung, als ob sie das Hauptdeck verlassen wollten, Einer aber flüsterte irgend etwas und danach blieben sie ruhig liegen.

Der Zimmermann, welcher sah, wie ich den Dampfer beobachtete, rief: „Der würde nicht viel Zeit gebrauchen, um uns zu fangen, was? Uebrigens ist es gut, daß Sie gerade heraufkamen, sonst hätte ich Sie holen lassen müssen. Weiß der Teufel, ich wüßte nicht, was wir thun sollten, wenn es dem Kerl einfiele, Fragen an uns zu stellen. Was würden Sie denn machen?“

„Gar nichts, ich brauche doch nicht Jedem zu antworten, der mich etwas fragt.“

„Hinter ihm weggehen, meine ich, würde das Klügste sein,“ äußerte Einer der Leute.

„Das würde gerade das Richtige sein, um Argwohn zu erregen,“ entgegnete ich ruhig; „aber macht, was Ihr wollt.“

„Mr. Royle hat ganz recht,“ sagte ein Anderer, „laßt ihn nur machen, er wird schon wissen, was das Beste ist.“

Ich beobachtete hiernach noch eine Weile den Dampfer, dann sprach ich: „Er macht wohl keine zwölf Knoten und wird sehr bald unsern Kurs kreuzen; mag er immerhin signalisiren, ich antworte nicht.“

Die Leute wurden bei dem Näherkommen des Schiffes doch ängstlich, ihr böses Gewissen machte sie zu Memmen. Was mich betrifft, so starrte ich es mit stumpfer Gleichgültigkeit an. Die Hilfe, deren ich so dringend bedurfte, konnte mir von ihm oder seinesgleichen nicht kommen, höchstens zufällig von einem neugierigen Regierungsschiff. Meine Aufgabe war eine zu schwierige, als daß ich ganz nach eigenem Gutdünken hätte handeln können; das geringste Mißtrauen, das ich erregte, konnte mir das Leben kosten.

„Einen Strich abfallen,“ rief ich dem Mann am Rade zu, „das werden sie nicht merken und um so schneller unsern Kurs durchqueren.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Erzeugung des Goldes auf chemischem Wege.

Dr. Stephan Emmens' neueste Entdeckung.

Von Rudolf Curtius.

Amerika, das Land der Trübsal und Arbeiterkoalitionen, in welchem der Kampf zwischen Kapital und Arbeit mit nüchternster Rücksichtslosigkeit geführt wird, bleibt, obwohl kaum irgendwo anders in prosaischer Weise von den Menschen um das Dasein gerungen wird, doch das Land der Wunder, aus welchem immer wieder aufs neue die Kunde von den seltsamsten Entdeckungen in die Welt dringt. Der Grundzug dieses fieberhaften Strebens ist freilich immer der Drang nach Erwerb, nach Gold, und so ist es nicht zu verwundern, daß, nachdem man sich kaum über den märchenhaften Reichtum der neuentdeckten Goldfelder am Klondyke im nördlichen Alaska etwas beruhigt hat, die neuesten sensationellen Nachrichten sich wieder auf das kostbare gelbe Metall beziehen, an welchem alles hängt, nach welchem alles drängt.

Wenn man den Mittheilungen, welche in erster Form veröffentlicht werden, Glauben schenken könnte, wäre dort Gelingen, was das ganze Mittelalter hindurch bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein Tausende von Köpfen beschäftigte und Tausende an den Bettelstab und viele in Schande und entehrende Strafe gebracht hat. Was weder dem Ägypter Hermes Trismegistos, dem Großmeister der Alchimie, noch den Adepten des Mittelalters wie Albertus Magnus, Roger Bacon, Basilus Valentinus und anderen, noch der neueren, mit gewaltigen Hilfsmitteln arbeitenden Chemie gelungen ist und was man sich mit schmerzlichem Entsaßen endlich gewöhnt hat, endgültig in das Reich der unerfüllbaren Wünsche zu versetzen: aus billigeren Metallen Gold zu machen, will der amerikanische Gelehrte Dr. Stephan Emmens entdeckt haben, indem er Silber in Gold verwandelt.

Leider hat dieser Mann, dessen Name als derjenige des Erfinders eines nach ihm benannten Sprengstoffes in wissenschaftlichen Kreisen nicht unbekannt ist, den Schlüssel zu seiner Entdeckung nicht, wie es wünschenswerth wäre und in wissenschaftlichen Kreisen sonst üblich ist, seinen gelehrten Kollegen diesseits und jenseits des großen Wassers mitgetheilt, sondern zur Ausbeutung seiner Erfindung eine Gesellschaft, die bereits für und fertig da steht, das „Argentaurum Syndicate“ gebildet, welche natürlich das kostbare Geheimniß mit Argusaugen bewacht. Muß nun diese Thatsache gegründeten Anlaß zu äußerstem Mißtrauen geben, so muß man doch andererseits wieder stübig werden, wenn man unter den Mitgliedern dieses Syndikats berühmte Namen wie Lea, Tesla und Edison findet, und man kann die Sache von vornherein um so weniger in das Reich der Fabel verweisen, als die moderne Chemie längst den Standpunkt aufgegeben hat, daß diejenigen Stoffe, welche wir heute als Elemente betrachten, also auch das Gold, ewig unveränderliche Grundstoffe seien, aus welchen die Natur die verwirrenden Mannigfaltigkeit der vieltausendfachen Verbindungen aufführe.

Altrijoteles, das Universalgenie, das in so vielen Punkten bahnbrechend und befreiend, aber durch seine Irthümer vermöge der ihm beigegebenen Autorität auch lähmend zwei Jahrtausende hindurch auf die Naturwissenschaften eingewirkt hat, stellte die Lehre von den 4 Elementen: Wasser, Feuer, Luft und Erde auf und beherrschte mit derselben die Vorstellungen der Gelehrten bis tief hinein in das vorige Jahrhundert. Als dann den Forschern diese Grundstoffe bei Anwendung der Waage und des chemischen Ofens unter den Händen sich auflösten, stellte sich eine weit größere Anzahl von Stoffen heraus, welche wir mit unseren Hilfsmitteln zur Zeit nicht weiter in einfachere Substanzen zerlegen können, und das sind die Elemente im Sinne der modernen Chemie, deren man gegenwärtig 70 kennt. Ihre Zahl hat auch in den letzten Jahren mehrfach gewechselt, man hat einige aus der Liste streichen müssen, weil man sie als Zusammensetzungen anderer erkannte, und neue sind dafür hinzugekommen. Sicher sind wir aber bei keinem auch nur für den nächsten Tag, daß es nicht unter der Einwirkung der ungeheuren Hitze des elektrischen Ofens oder durch andere Anwendung der elektrischen Kräfte weiter zerlegt werden kann, womit es für uns dann aufhört, Element zu sein.

Alle uns bekannten Elemente verbinden sich miteinander immer nur in bestimmten Gewichtsverhältnissen oder in Mengen, welche ein Vielfaches derselben darstellen. 12 Gramm Kohlenstoff bilden, so oft man auch den Versuch wiederholen mag,

immer nur mit 16 Gramm Sauerstoff 28 Gramm Kohlenoxyd oder mit 32 Gramm Sauerstoff 44 Gramm Kohlendioxyd (Kohlensäuregas). Die einfachste Erklärung für dieses Naturgesetz ist, daß beide Urstoffe aus Atomen bestehen, daß die relativen Atomgewichte von Kohle und Sauerstoff sich wie 12 zu 16 verhalten und daß also im ersteren Falle ein Atom Kohle sich mit einem Atom Sauerstoff, im letzteren aber ein Atom Kohle sich mit zwei Atomen Sauerstoff zu den genannten Verbindungen vereint. Wenn man nun die Atomgewichte der Elemente, welche auf zum Theil sehr mühevollen Wegen berechnet worden sind, mit einander vergleicht, gewahrt man bald eine eigenthümliche Gesetzmäßigkeit, daß nämlich die Atomgewichte verwandter Elemente eine sogenannte arithmetische Progression bilden, das heißt, sich unter den Nachbarn um einen gleichen Betrag unterscheiden.

Ein Beispiel möge das Gesagte erläutern. Die Elemente Beryllium, Magnesium, Calcium bilden Verbindungen, namentlich Salze, welche in chemischer wie physikalischer Beziehung außerordentliche Aehnlichkeit untereinander aufweisen. Ihre Atomgewichte sind aber für:

Beryllium 9, Magnesium 24,4, Calcium 39,9. Andere Reihen unter einander verwandter Elemente sind Lithium 7; Natrium 23; Kalium 39; Schwefel 32; Selen 79; Tellur 125.

Wenn man diese Reihen betrachtet, ist es schwer, der Vermuthung auszuweichen, daß Natrium nichts anderes ist als Lithium, verbunden mit einem unbekanntem Etwas, welchem das Gewicht 16 gebührt (7 + 16 = 23), und daß aus Natrium durch nochmalige Hinzufügung dieses Unbekannten Kalium entsteht (23 + 16 = 39), daselbe gilt von den Elementen der anderen beiden Reihen. Sämmtliche Elemente mit Ausnahme des eine ganz isolirte Stellung einnehmenden Wasserstoffes lassen sich in solche Reihen oder Familien eingliedern, und dabei kommt Gold, zu welchem wir nun wieder zurückkehren, in eine Familie mit Kupfer und Silber zu stehen:

Kupfer 63,18, Silber 107,66, unbekanntes Element 152,18, Gold 196,70 mit der einen Maßgabe, daß es zwischen Silber und Gold noch ein bisher den Nachforschungen entgangenes Metall mit dem ungefähren Atomgewicht 152 giebt.

Diese letzte Annahme ist nun durchaus nicht unwahrscheinlich; denn man hat, worin besonders der Moskauer Chemiker Mendelejew sich ausgezeichnet hat, schon mehrfach aus einer Lücke in diesen Reihen auf die Existenz eines noch unbekanntes Elementes geschlossen und dieses dann mit allen jenen Eigenschaften (Glanz, Farbe, Härte, Gewicht), welche es nach seiner Stellung im System haben mußte, später wirklich aufgefunden.

Silber wäre nach dieser Hypothese nichts anderes als Kupfer und ein Unbekanntes von Atomgewicht 44,5, und Gold entstände aus Silber durch zweimaliges Hinzufügen dieses unbekanntes Stoffes (107,66 + 2 × 44,52 = 196,70). Zu alledem kommt noch die Erfahrungsthatfache, daß dort, wo Silber vorkommt, fast regelmäßig Gold vertreten ist und daß alle Silbererze einen, wenn auch oft nur minimalen, aber doch nachweisbaren Goldgehalt haben.

Nach dem Gesagten ist es unmöglich, sich gegenüber den Behauptungen des Dr. Emmens auf den Standpunkt des überlegenen Spottes über einen sonderbaren Schwärmer zu stellen. Die Besizer südafrikanischer Goldaktien brauchen nicht deshalb noch lange nicht zu verzweifeln; denn nach den spärlichen Mittheilungen, welche Emmens an beschriebene Gelehrte hat gelangen lassen, scheint das Verfahren ein recht kostspieliges zu sein. Emmens selber giebt zu, daß die Erzeugungskosten ungefähr den halben Werth einer entsprechenden Menge gewöhnlichen Goldes betragen. Zudem salvirt sich der Erfinder in einer höchst spitzfindigen Weise, indem er durchaus nicht die absolute Identität seines Amalgams mit echtem behauptet, sondern nur ausagt, daß daselbe auch von Kennern nicht von echtem Golde unterscheidbar und von Seiten des amerikanischen Münzamtes nach dem Preise echten Goldes bezahlt worden sei, was nur ein anderer Ausdruck für die behauptete Identität ist. Ueber die Art und Weise des Verfahrens kann man nach den Briefen des Erfinders an den englischen Gelehrten Crookes und an den Franzosen Rochas nur vermuthen, daß es sich um eine Verdichtung von Silber durch lang andauernden kolossalen Druck unter gleichzeitiger Baralysirung der entstehenden Wärme mittels künstlicher Abkühlung handelt.

Die Vorbeeren des Entdeckers haben übrigens auch andere Personen wie schon Themistokles nicht schlafen lassen. Ein kalifornischer Professor O'Neill behauptet, daselbe leisten zu

können, und auch in Frankreich rühren sich die Alchymisten, die dort sogar eine besondere Zeitschrift dafür haben. Diese Umstände geben zu gewichtigen Bedenken gegenüber der Wichtigkeit der Entdeckung Veranlassung.

So wird Amerika seit Jahren von einer Krise erschüttert, welche ihre Ursachen weniger in der unleugbaren Ueberproduktion der Industrie, als in dem Preislage des in immer größeren Mengen gewonnenen Silbers und in der Unsicherheit der Nahrungserhältnisse hat. Daß in diesem Lande, wo nicht nur die wirklichen Unternehmungen, sondern auch die Hoffnungen ins Gigantische gehen, Tausende auch unter den Gelehrten in der Aussicht auf märchenhaften Gewinn einer Idee nachjagen, deren Möglichkeit auch die ernste Wissenschaft nicht in Abrede stellen kann, ist begreiflich. Es bleibt nur zu erwägen, ob nicht vielleicht der brennende Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist; denn in den Statuten des Argentaurum Syndicate wird bezeichnender Weise als Gesellschaftszweck angegeben, „die Arbeiten von Dr. Emmens über die Umwandlung von Silber in Gold fortzuführen und eventuell die industrielle Anwendung der Methode zu versuchen“. Von einem vollen Erfolge war also damals wenigstens nicht die Rede.

Dies Alles berechtigt zu der Erwartung, daß die Besitzer von Goldrenten sich mit dem Umtausch ihrer Wertpapiere keineswegs zu beeilen brauchen, sondern gut thun, den weiteren Verlauf der Sache abzuwarten, welche, wenn sie sich bewahrheiten würde, allerdings alle wirtschaftlichen Verhältnisse auf den Kopf stellen und eine fundamentale Neuordnung des rationalökonomischen Verkehrs zur Folge haben müßte.

Allerlei.

Kaiser Wilhelm und der freie Rhein. Es war im Frühling 1867, als dem Norddeutschen Bund wegen der Lugenburger Frage ein Krieg mit Frankreich drohte, den Napoleon zu provozieren suchte. Um diese Zeit wohnte König Wilhelm I. einem Feste bei, welches das erste Garde-Regiment in seinem Potsdamer Regimentshaus feierte. Wilhelm I. redete bekanntlich weder gern, noch trank er viel. Aber als das Festmahl sich seinem Ende näherte und der Champagner in den Kelchen schäumte, fragte er den neben ihm sitzenden Regimentskommandeur, ob er ihm ein gutes Glas Rheinwein geben könne. Sofort wurde dem König ein Glas mit dem edlen Nebenast eines alten rheinischen Jahrganges überreicht. Da erhob sich der Monarch, und indem er den Kömer hoch empobielte, sprach er die denkwürdigen Worte: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!“ Und unter den jubelnden Zurufen seiner Offiziere, die die Tendenz dieses Trinkspruches wohl verstanden, trank der König sein Glas auf einen Zug leer.

Abdul Hamid als Familienvater. Aus Konstantinopel, den 9. Januar, schreibt man: Es gehört zu den größten Seltenheiten, wenn aus dem Familienleben des Sultans einmal eine Episode an die Öffentlichkeit gelangt. Um so interessanter ist die nachfolgende kleine Geschichte über den „Familienvater“ Abdul Hamid. Vor einigen Tagen passierte im Harem, im Schlafgemach des einen kleinen Töchterchens des Sultans, das Malheur, daß der Träger des Himmelbettes der kleinen Prinzessin nachgab und der ganze mit scharfen Kanten versehene Baldachin auf das Kinderbettchen herunterfiel. Die kleine Prinzessin erhielt dabei an der Wange eine tiefe Schnittwunde. Es wurde sofort ein Chirurg herbeigerufen, der erklärte, daß die Wunde zwar ungefährlich sei, aber doch genäht werden müsse. Das kleine Töchterchen fürchtete sich sehr vor dieser Operation, und das Vaterherz des Sultans konnte sich in diesem Moment nicht von seinem Kinde trennen. Abdul Hamid erklärte sich mit der Operation einverstanden, bestand aber darauf, daß er selbst sein Kind dabei halten werde. Der Sultan setzte sich auf einen Sessel und nahm sein Töchterchen unter dem zärtlichsten Zureden auf den Schooß. Als aber der Arzt seine Vorbereitungen traf und die Instrumente auspackte, ging es dem Vater ans Herz, und er erklärte, er könne es nicht mit ansehen, wenn in das Fleisch seines geliebten Kindes gestochen werde; schweren Herzens verließ der Sultan das improvisirte Operationszimmer.

Ein Spaziergänger auf dem Ocean. Ein ganz ungeheuerliches Unternehmen wird von einem Bostoner Kapitän William Dorrise für den nächsten Sommer geplant. Der tüchtige Seemann ist seit entschlossen, einen Spaziergang über den Atlantischen Ocean auszuführen, und zwar gedenkt er in Begleitung des Kapitäns Andrews, der sich bereits durch seine Secretien in dem kleinften Segelboot der Welt einen Namen gemacht hat, am 4. Juli von Boston aus aufzubrechen, um den Weg über das große Wasser thatächlich zu Fuß zurückzulegen. Die „Seeschuhe“, mit denen Mr. Dorrise den Ocean überschreiten will, bestehen aus Cedernholz, sind fünf Fuß lang und haben unten und an jeder Seite leichtbewegliche Vorrichtungen, die, wie große Fischklossen geformt, beim

Vorwärtsgleiten dicht anliegen, während sie beim Zurückstoßen des Fußes sich ausbreiten und das Wasser mit beträchtlicher Widerstandskraft zurückdrängen und so ein ziemlich schnelles Vorwärtsgleiten ermöglichen. Die merkwürdigen Schuhe werden selbst sehr wenig, können aber ein Gewicht von 70—75 Kilogramm über Wasser aushalten. Ein vollständiger Summanzug schützt den Seelaufer vor den Folgen, die eine allzu häufige und intime Berührung mit dem nassem Element nach sich ziehen würde. Mr. Dorrise hat die Zuverlässigkeit seiner Seeschuhe bereits im vorigen Jahre verschiedentlich erprobt. Einmal hat er den Niagara-Fluß drei englische Meilen oberhalb des Falles überschritten, ein anderes Mal spazierte er vor vielen Zuschauern auf dem Hafen von Boston umher. Soweit der Bericht. Wenn aber hinzugefügt wird: Da keiner der unternehmenden Männer mehr als 65 Kilogramm wiegt, so dürften sie auf ihren Seeschuhen so sicher stehen wie auf dem Deck des größten Dampfers — so gehört ein großer Optimismus dazu, um dieser Behauptung zuzustimmen.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— In reichem Festgewande erscheinen die beiden neuesten Hefte des beliebten Familienblattes „**Neber Land und Meer**“ (Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt). Die andächtige Stimmung des kürzlich gefeierten Weihnachtsfestes spiegelt sich in Kunstblättern nach Gemälden von Hermann Kaulbach und Hans Volkmer, wie in dem Relief des unlängst verstorbenen Professo: Nikolaus Geiger (Anleitung des Christkinds) wider, während andere Bilder den Jubel der Kinderwelt veranschaulichen. In diesen Weiterleitungen des Hofschmiedes gesellt sich noch eine große Anzahl farbiger Abbildungen nach Aquarellen von Wilhelm Hoffmann, die eine Reisebesuche von Johannes Richard zur Wegebegleitung: „Weihnachten am Gardasee“. Der Autor, der in so kurzer Zeit hohen Ruhm als Romandichter erworben hat, bedient sich hier auch als ein glänzender Feuilletonist, der sprudelnden Humor entfaltet und zugleich fesselnde Naturbeschreibungen giebt. Dem neuen Jahre huldigt eine allegorische, von poetischem Hauch umwobene Darstellung von Heinrich Rettig, während die jubelnde Synchrofonie durch ein stotteres Bild von A. Wald vergegenwärtigt wird, das Johannes Trojan mit einem lebenswichtigen Gedächtnis erläutert. Die beiden großen Romane: „**Stedim**“ von Theodor Fontane und „**Die Hungerriethe**“ von Gertrud Franke-Schievelbein halten andauernd das Interesse des Lesers fest. Im Uebrigen werden die Hefte dem Programm, das Neue und Interessante aus aller Welt vorzuführen, in vollem Maße gerecht. Hier werden wir in die Wunder der erhabenen Alpenwelt versetzt, dort lernen wir die sonderbaren Gebräuche der Schwarzen in Tunis kennen; wir feiern das fünfzigjährige Jubiläum des Wiener Carltheaters mit und betrachten die Porträts der neuen österreichischen Minister. Das Bismarck-Denkmal in Kiel enthält eine interessante Beigabe durch ein Bild, das den Schöpfer, Bildhauer Wagner, inmitten seines Ateliers und seiner Werke zeigt, und von besonderem Reiz ist in dieser Zeit, da die Verstärkung der deutschen Kriegsflotte alle Welt bewegt, der reich illustrierte Artikel vom Schiffbau-Ingenieur Max Hahn: „**Wie ein Schiff entsteht**“. Damit wollen wir es mit der Inhaltsangabe genug sein lassen und nur noch die hübsche Uebersetzung erwähnen, die „**Neber Land und Meer**“ mit seinen neuen Aufsichtspostkarten den Abonnenten bereitet. Künstlerisch entworfen und wiederum farbig ausgeführt, veranschaulichen sie die verschiedenen Arten der Brief- und Zeitungsbeförderung, vom Henschierschlitten im hohen Norden bis zum „**Schiff der Wüste**“ im heißen Süden.

— Aus der kaum überschaubaren Fülle der neuesten literarischen Produktion Frankreichs ragen zwei Romane hervor, deren Schöpfer auch in Deutschland so weit und so ruhmvoll bekannt sind, daß schon ihre Namen zur Empfehlung ihrer Werke genügen: Emile Zolas großer Roman „**Paris**“ und des jüngst allzutrüb dahingegangenen, in der ganzen gebildeten Welt so tief beklagten Alphonse Dauzet letztes größeres Werk „**Die Stütze der Familie**“. Die beiden Romane werden in dem loebten beginnenden 8. Jahrgang der Palmonatschrift „**Aus fremden Jungen**“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) in deutscher Uebersetzung veröffentlicht. Das uns vorliegende 1. Heft dieser Zeitschrift, deren ausschließlicher Zweck es ist, das deutsche Lesepublikum mit den hervorragendsten literarischen Ercheinungen des gesammten Auslandes bekannt zu machen, enthält an der Spitze die drei ersten Kapitel von Zolas „**Paris**“; dann folgen vier kurze Erzählungen und zwar „**Eden Anto**“ von Antonio Fogazzaro (aus dem Italienischen), ein Kabinetsstück der modernen Erzählungskunst, „**Friede Jung**“ von F. Gernandt-Claine (aus dem Schwedischen), „**Das Gelübde**“ von Gombros Alsteris (aus dem Griechischen) und die köstliche Humoreske „**Der Klosterkoch**“ von dem ungarischen Schriftsteller St. Somabagy; ferner einige reizende spanische Volkslieder u. A. mehr. Ein vorzügliches Porträt Alphonse Dauzet's ist dem Heft beigegeben. — Von „**Aus fremden Jungen**“ erscheinen allmonatlich 2 Hefte à 50 Bfg. Das 1. Heft sendet jede Buchhandlung auf Verlangen zur Durchsicht ins Haus.

Verantwortl. Medakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Fische, Halle (Saale), Leipzigstr. 87.